

buch & media

DIETRICH BÄCHLER, geboren in München, studierte Rechtswissenschaften in Tübingen und München. Von 1959 bis 1994 war er im Bayerischen Wissenschafts- und Kunstministerium tätig, zehn Jahre als Leiter der Universitätsabteilung, zuletzt als Leiter der Kunstabteilung. Nach seiner Pensionierung arbeitete er in der Direktion des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. Von Dietrich Bächler sind außerdem lieferbar: »Anschlag auf Goethe«, Roman (2000); »Der Überflieger«, Roman (2003); »Ruhestand«, Roman (Allitera 2004); »Engelsbotschaft«, Erzählungen (2005); »Reden wir nicht über Philipp. Zwiegespräche« (2007); »Scheidungskinder« (2008), »Der achtzigste Geburtstag« (2013) und »Die Wiege über den Kühen« (2014).

Dietrich Bächler

Der beamtete Korse

Satirischer Roman

buch  media

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter
www.buchmedia.de

Januar 2016

© 2016 Buch&media GmbH, München

Umschlaggestaltung: Johanna Conrad, Augsburg

Umschlagmotiv: © Dirk Heinz, photocase.com

Printed in Germany · ISBN 978-3-95780-054-1

Dass er auf den Namen Siegfried getauft wurde, ärgerte ihn zeitlebens. Dabei lagen seine Eltern mit dieser Entscheidung durchaus im Trend der Zeit. Germanische Heldensagen wurden um 1930 viel gelesen und Siegfrieds Vater hatte überdies eine Schwäche für Wagner. Selbst blauäugig und mit einem dunkelblonden Haarkranz um seinen weitgehend kahlen Kopf konnte er nicht ahnen, dass sein Sohn so stark ins Dunkle geriet. Das Taufwasser träufelte noch auf einen hellstimmenden Flaum und die kleinen Äuglein des Täuflings blinzelten wasserblau in das gotische Chorgewölbe. Dann aber entfernte sich Siegfried von Monat zu Monat mehr vom Nordischen und als er mit drei Jahren in den Kindergarten aufgenommen wurde, stach er aus der schwäbischen Kinderschar fremdländisch heraus, als hätte er sich aus einem der Genrebilder Murillos hierher verirrt mit seinen schwarzen Ringelhaaren, den großen schwarzbraunen Augen und den vollen, glänzenden Lippen. Siegfrieds Vater, ein korrekter Finanzbeamter aus der durchweg schwäbischen Familie Merkle, hatte keinen Anlass, an seiner Vaterschaft zu zweifeln und seiner Ehefrau Adelheid zu misstrauen, deren offenes, schlichtes Gemüt jeden Verdacht ausschloss. Also betrieb er Ahnenforschung und wurde in Napoleonischer Zeit fündig.

Es war die älteste Tochter Luise des ehrenwerten Magistratsrats Stempfle in Ulm, die dem Fremdländischen Einlass gewährt hatte. Hals über Kopf verliebte sie sich in einen Gardeleutnant der napoleonischen Armee, der im Hause ihres Vaters einquartiert war und wie sein Kaiser und oberster Feldherr aus Ajaccio auf Korsika stammte. Offensichtlich nutzte der Korse seine Chance rasch und nachhaltig, denn als er nach wenigen Wochen von dannen ritt, hinterließ er Luise zwar einerseits im Abschiedsschmerz, andererseits aber guter Hoffnung.

Für den Magistratsrat, der praktisch dachte, war das Problem vornehmlich ein finanzielles. Er wusste, dass er seine mit korsischer Mitgift belastete Tochter nur mehr unter erheblichen finanziellen Opfern an den Mann bringen konnte. Aber dazu war er entschlossen, der Familienehre zuliebe und weil er seiner Tochter noch immer zugetan war, obwohl sie ihn enttäuscht hatte. So kam es, dass der arme, aber schaffigtüchtige Seifensieder Daniel Merkle mit seiner Ehefrau Luise, geborene Stempfle, ein stattliches Vermögen und einen korsischen Buben erwarb, dem er obendrein seinen Namen gab, denn auch das hatte der Schwiegervater zur Auflage gemacht. Carl hieß der Knabe und das C als Anfangsbuchstabe war eine kleine, sentimentale Reminiszenz der Mutter an den leiblichen Vater Carlo, von dem sie nie mehr ein Lebenszeichen erhielt. Einige Jahre noch rankte sich der Klatsch um den kleinen Carlo und seine schwarzen Lockenhaare, dann beherrschte er das Schwäbische fließend, aß Spätzle und Kartoffelsalat mit gutem Appetit, rang seiner sinnenfrohen Natur eine gewisse Schaffigkeit ab und wurde als Einheimischer akzeptiert.

Er heiratete eine schwäbische Bürgerstochter und alle seine männlichen Nachkommen taten dasselbe. So wurden die äußeren Spuren eines Fehltritts in napoleonischer Zeit mehr und mehr verwischt. Das schwarze Haar verblich zu einem blassen Braun, die Glut der schwarzbraunen Augen erlosch ins Aschgraue, bestenfalls Wasserblaue, und der braune Teint zeigte auf den sich langsam rundenden Backen grobe rote Flecken. Nun aber, nach über 100 Jahren, brach die Sünde in Siegfried Merkle urplötzlich wieder auf, eine späte Rache des lange totgeschwiegenen Korsen.

Vater Merkle, der auf den Namen des heiligen Martin getauft war, und als Beamter ohnehin nicht zur Aufsässigkeit neigte, trug das launige Spiel der Gene mit Fassung. Er baute auf die Integrationskraft des Schwäbischen, die sich schon bei seinem korsischen Ahnen Carl vorzüglich bewährt hatte. So wurde Siegfried früh aus den Federn getrieben und zu allerhand Handreichungen in Küche und Garten angehalten, damit er dem Herrgott den Tag nicht wegstahl. Spätzle, Maultaschen und Gaisburger Marsch aß er ohne Widerrede und das »ei«, beispielsweise in »Seidawürschtle« beherrschte er im schwäbischen Originalton, der auf ein gepresstes »E« ein getrenntes »I« nachschlagen lässt.

Kaum des Lesens kundig, las Siegfried viel und wahllos: die Zeitung, germanische Heldensagen, den Lederstrumpf, Karl May. Plötzlich begannen ihm einzelne Sätze Missbehagen zu bereiten. Er stockte, vertauschte Worte oder ganze Satz- teile, ließ auch ein Eigenschaftswort weg oder fügte ein solches hinzu, bis das Sprachbehagen sich wieder einstellte, der Sprachfluss sich nicht länger staute. Solche Sprachbasteleien an wenigen Sätzen konnten ihn lange beschäftigen, wobei es

ihm gleichgültig war, ob durch seine Änderungen der Sinn des Satzes geändert oder gar in Unsinn verkehrt wurde. Der Rhythmus musste stimmen.

Eines Tages fiel ihm aus dem Bücherschrank des Vaters ein Band mit Schillergedichten in die Hand. Er las kreuz und quer, verstand nichts, aber freute sich ungemein an dem Gleichmaß, in dem sich Silben hoben und senkten. Einzelne Verse blieben ihm im Kopf wie Melodien und er deklamierte sie zuweilen laut vor sich hin, besonders gerne, wenn er am Samstagabend in der Badewanne saß.

Eines Abends steckte sein Vater den Kopf durch die Badezimmertür und erschrak nicht wenig, als ihm folgender Vers aus dem *Ring des Polykrates* pathetisch entgegönte:

»Getroffen sank dein Feind vom Speere, mich sendet mit der frohen Märe, Dein treuer Feldherr Polydor – Und nimmt aus einem schwarzen Becken noch blutig, zu der beiden Schrecken, ein wohlbekanntes Haupt hervor.« Zunächst am Verstand seines Sohnes zweifelnd, beruhigte er sich wieder nach dessen Hinweis auf den Autor Schiller, den Vater Merkle zwar nicht zu lesen pflegte, aber doch als hohe Autorität im Reich des schwäbischen Geistes achtete. Auch in der Schule war es der *Ring des Polykrates*, mit dem Siegfried der Durchbruch gelang. Der Lehrer behandelte die Versform und fragte die Schüler, ob einer von ihnen einen Vers auswendig könne. Er dachte dabei an volkstümlich Kurzes wie *Sah ein Knab ein Röslein stehn* oder Ähnliches.

Siegfried meldete sich, trat vor die Klasse, warf sich in Positur und kündete mit Trompetenstimme an: *Der Ring des Polykrates* von Friedrich Schiller.

Dann rollten die vierfüßigen Jamben im Pathos eines Hof-

schauspielers der Jahrhundertwende ohne Stocken, ohne Stolpern und ohne Stau bis zum schauernden Ende, an dem sich der Gast mit Grausen wendet.

Der Lehrer, mit dem zweifelsfrei schwäbischen Namen Häberle, war ebenso begeistert wie gerührt, verehrte er doch Schiller als das größte Genie, das das schwäbische Volk hervorgebracht hat. So umarmte er Siegfried nachhaltig und inniglich, nannte seine Leistung hervorragend und ganz außergewöhnlich und zählte ihn fortan zu seinen Lieblingsschülern, selbst wenn er das Einmaleins weniger fließend beherrschte oder um 8 Uhr morgens noch vor sich hindöste. Dennoch konnte Vater Merkle nicht sorglos entspannen. Immer wieder reagierte Siegfried auf die Herausforderungen des Lebens anders, als man es nach guter schwäbischer Art erwarten durfte. Das hätte zu Unfällen und Blessuren führen müssen, wäre Siegfried nicht unverdientes Glück zuteil geworden, als genieße er das besondere Wohlwollen des Schicksals, das ihn aus Korsika ins Schwäbische verschlagen hatte. Vater Merkle waren solche Spekulationen über das Glück zutiefst zuwider. »Jeder ist seines Glückes Schmied«, »Ohne Fleiß kein Preis«, »Sich regen bringt Segen«, darauf war Verlass. Auf das Wohlwollen des Schicksals bauten nur Hasardeure, aus denen rasch Bankrotteure wurden. So drängte er seinen Sohn, mit ihm Textaufgaben der Rechenkunst zu üben, um so die Aufnahmeprüfung für die Oberschule für Knaben zu bewältigen. Siegfried aber zeigte seine Abscheu gegen die Sprache solcher Texte unverhohlen und blockierte seine Ganglien, wenn es galt, den Text als dürre Information zu verstehen und in Rechenoperationen umzusetzen. Stattdessen hatte er begonnen, Goethes Versepos *Reineke Fuchs*

zu lesen. Zwar schaffte er nur zwei Seiten, aber die konnte er auswendig und, obwohl er nicht wusste, was ein Hexameter ist, ja das Wort nie gehört hatte, war ihm das Versmaß in Fleisch und Blut übergegangen. Seitdem sprach er seine genervten Eltern häufig in Hexametern an: »Vater, der Tisch ist gedeckt zum köstlich bereiteten Mahle.«

Diese Einladung zu Maultaschen und Kartoffelsalat erwiderte Vater Merkle mit den harschen Worten: »Kerle, schwätz aständig, sonst schmier i dir oine!«

Aber das wohlwollende Schicksal beurteilte Siegfrieds Bemühungen um das Versmaß freundlicher.

»Ein Ferienerlebnis« lautete das Thema des Aufsatzes in der Aufnahmeprüfung zur Oberschule und Siegfried schilderte sommerliches Badevergnügen in Hexametern.

»Draußen lachte die goldene Sonne und lockte zum Schwimmen« begann das Epos und schritt so auf daktylischen Füßen voran, bis zur »hungrigen Heimkehr am Abend«. Das Schicksal gab den Aufsatz in die Hände des grauhaarigen Altphilologen Claudius Hörnle mit der klassischen Fächerverbindung Latein, Griechisch, Deutsch und Geschichte, der in helles Entzücken geriet. Von seiner Frau bei der Korrektur im häuslichen Herrenzimmer gestört, rief er ein ums andre Mal aus: »Mädle, dass es des no gibt!«, umarmte seine Frau heftig und küsste sie mehrmals, worauf diese den Ausruf irrtümlich auf eine plötzliche Wiedergeburt ihrer Anziehungskraft bezog.

Claudius Hörnle wusste seine Begeisterung in geziemender Form auch dem Lehrerkollegium mitzuteilen. Den Mathematiker stimmte er so milde, dass dieser Siegfrieds Umgang mit dünnen Rechentexten gerade noch genügen ließ. So

konnte Siegfried seinem ebenso erstaunten wie erleichterten Vater seinen Einzug in die Oberschule melden.

Dessen Freude hielt nicht lange an, weil sich die Anpassungsschwierigkeiten des zehnjährigen Siegfried nun auf ein anderes Gebiet verlagerten. Es ging um seine Eingliederung in das Deutsche Jungvolk. Dass er sich zunächst weigerte, das Braunhemd anzuziehen, weil er die Farbe scheußlich fand, konnte man als vorübergehende, launenhafte Skurilität herabspielen. Schwieriger war die Sache mit der Gangart. Siegfried bewegte sich wie ein Flaneur an südlichen Stränden. Es bereitete Freude, ihn dahinschlendern zu sehen. Alles an ihm war gelöst. Seine Füße klopften nicht auf das Pflaster, sie rollten sich ab, lautlos und fließend. Folgte man diesem Gang, dachte man an die Sorglosigkeit eines Urlaubs am Mittelmeer, an ruhiges blaues Wasser, in dem sich Himmel und Sonne spiegeln.

Im Fähnlein 31 aber sollte Siegfried marschieren. Vor ihm, hinter ihm, neben ihm, alle spannten sie ihre Beinmuskeln und setzten die Füße schwer und zackig auf den Asphalt. Nur Siegfried, der Dritte von vorne im ersten Glied, schlenderte locker. Das verdarb das ganze Bild. Er machte die Anstrengungen der anderen einfach lächerlich. Fähnleinführer Lodermann resignierte schließlich und versteckte Siegfried im zweiten Glied Mitte. Dort blieb er vier Jahre bis zum Übertritt in die Hitlerjugend.

Später wunderte sich Siegfried, dass er den Krieg und die Nazizeit so gut überstanden hatte. Man ließ ihn mitlaufen als etwas Komisches, das nicht recht einzuschätzen war.

Einmal sagte sein Klassenkamerad Fritz Pfeifer zu ihm: »Du siegst ja aus wi a Jud.«

In der Nachkriegszeit war Siegfried plötzlich ein gefragter Typ. Das Nordische fiel aus der Mode, auch der Marschtritt, die gespannten Muskeln und die Vorliebe für Braun.

Man gab sich cool und relaxed und die Sehnsucht der Deutschen ging wieder nach Süden. Den Amerikanern gefiel Siegfried vom ersten Tag an. Er stand am Straßenrand, die Hände in den Hosentaschen, als sie in ihren Jeeps in die Stadt einfuhren. Ein dunkelhäutiger Sergeant hielt neben ihm und rief ihm zu: »You are an Italian?« Siegfried zögerte einen Moment mit der Antwort. Dann entschloss er sich zur Großzügigkeit. Die Einwohner Korsikas waren italienischer Abstammung. Zu einem Zehntel verdankte er sein Dasein einem Korsen; also war er ein Zehntel-Italiener. Lebhaft bejahte er daher die Frage des Schwarzen und der freute sich, endlich jemanden umarmen zu dürfen in Germany. Fraternisation mit den Deutschen war noch verboten. »Giovanni«, rief er, »I am Jimmy«. Er sprang aus dem Jeep, klopfte Siegfried auf den Rücken, schüttelte ihm die Hand, gab ihm eine Packung Camel und einen Riegel Schokolade. »See you tomorrow, at twelve o'clock on the marketplace«, rief Jimmy, ehe er seinen Jeep wieder in Gang setzte. Siegfried, den Jimmy weiterhin Giovanni nannte, war pünktlich zur Stelle und Jimmy umarmte ihn heftig. Siegfried musste ihm die Stadt zeigen, »all the nice buildings«, und er sollte von seiner Heimat erzählen, von Italien, wo die Sonne immer scheint und die Zitronen an

den Bäumen hängen. Siegfried erfand einen kleinen Hafenort nicht weit von Neapel. Weiße Steinhäuser drückten sich eng zusammen, hielten die Gassen in kühlendem Schatten. Wein zauberte Grün an Tore und Mauern und das Blau der Trauben im Herbst. Bunt waren die Segel der Fischerboote. Sie zeichneten Dreiecke in das helle Blau des Horizonts. Giovannis Vater war Fischer. Er fuhr mit ihm hinaus, wenn es dunkelte und der Mond silbern an einem samtenen Himmel hing. Er zog eine glänzende Spur über die sanften Wellen des Tyrrhenischen Meers.

Siegfried wunderte sich selbst über die Üppigkeit seiner Fantasie. Aber Jimmy stand ihm in nichts nach, wenn er von seinem Leben in New Orleans erzählte. Nur war bei ihm alles bunter und lauter. Die Posaune konnte er blasen und in seiner Dixieland-Jazzband war er der Beste. Wenn er den Rhythmus durch die Röhre fetzte, fuhr es allen in die Glieder, ob schwarz oder weiß. Niemand konnte diesem Ruf widerstehen und die Muskeln stillhalten. Im rosaroten Cadillac fuhr er abends zur Jamsession und nie fuhr er alleine zurück. Es waren die besten Tänzerinnen, die er abschleppte in sein schmuckes kleines Haus. Rot hatte er es gestrichen, die Fensterläden in einem dunklen Grün und das Balkongitter leuchtete weiß. Jimmy lachte häufig zwischen den Sätzen und zwinkerte Siegfried zu, als wollte er sagen: Siehst du, ich flunkere ebenso gut wie du. Aber er sagte es nie.

Einige Male spielten sie zusammen Tischtennis in der alten Volksschule, in der Jimmys Einheit einquartiert war. Ihr Spielrhythmus passte gut zusammen. Scharfe Schmetterbälle waren nicht ihre Sache. Sie freuten sich mehr an fantasiereichen Tricks, an angeschnittenen Bällen oder plötzlichen

Stopps, an der Kunst, den Ball auch noch von weit hinten oder oben zur Platte zurückzuholen, dies alles mit weicher und runder Bewegung, die weder Anstrengung noch Nervosität erkennen ließ.

Hatte Jimmy gewonnen, blies er seine Backen auf, ahmte das Schmettern seiner Posaune nach und ließ seine Glieder im Rhythmus zappeln, als hingen sie an Gummibändern. Nach einer Woche wurde Jimmys Einheit in eine andere Stadt verlegt. »Goodbye, Giovanni!«, rief er und: »Many greetings to Neapel!« Er bleckte seine blendend weißen Zähne und zwinkerte Siegfried schelmisch zu.

Am nächsten Tag war Siegfried wieder Deutscher mit schwäbischem Akzent. Mit 15 kam er nicht mehr umhin, sich wenigstens jeden zweiten Tag die Bartstoppeln aus dem Gesicht zu schaben. Ein tiefschwarzer Schatten blieb auch dann an Kinn und Oberlippe zurück. Die träumerische Weichheit seines Gesichts erhielt damit einen Hauch männlicher Verwegenheit. Vater Merkle sah dies mit wachsendem Unbehagen. Er verstieg sich gegenüber seiner Frau sogar zu der Bemerkung, ihr Siegfried sehe nun aus wie ein Abruzzen-Räuber, worauf sie begütigend einwarf: »Jetzt übertreibsch aber a bissle!« Heimlich jedoch verglich sie die biedereren, hell beflaumten Apfelbacken ihres Mannes mit der schwarzbraunen Verwegenheit ihres Sohnes und sie erschrak, als sie bemerkte, wie klar sich ihr Herz für die Verwegenheit entschied. Mit Stolz beobachtete sie, dass sich ihre Geschlechtsgenossinnen jeder Altersstufe nach ihrem Sohn umblickten, die Augen nach ihm verdrehten oder gar durch mannigfache Körpersignale seine Aufmerksamkeit zu erregen versuchten. Und sie war zutiefst gerührt, wenn sie sah, wie unnahbar ihr Sieg-

fried durch dieses Gespinnst von Signalen schritt. Er brauchte ihnen gar nicht zu widerstehen. Er ignorierte sie einfach und seine Mutter betete des Abends, dass dies noch lange so bleiben und ihr Abruzzen-Siegfried ihr alleine gehören möge. Die Unnahbarkeit fand ihr Ende, als Siegfried sich mit seinen Klassenkameraden zum Tanzkurs anmeldete. Es entsprach der Tradition, dass die siebte Klasse der Oberschule für Knaben sich mit der sechsten Klasse der Oberschule für Mädchen zusammenfand, um die Kunst des Gesellschaftstanzes und der gesitteten Annäherung an das andere Geschlecht zu erlernen. Die männliche und die weibliche Truppe standen sich zunächst völlig fremd gegenüber. Der Tanzlehrer, ein hagerer Herr mit pomadisierten, glatt gebügelten Haaren, brachte ihnen bei, sich auf schickliche Weise anzufassen und in der gemeinsamen Bewegung des Foxtrotts, Walzers oder Tangos zu einem Tanzpaar zu werden. Spätestens gegen Ende des Kurses mussten sich die beiden Truppen in Paare aufgelöst haben. Jeder Tanzstundenherr hatte dann seine Tanzstundendame, mit der er zum Abschlussball antrat. Diese Partnerwahl über den Tanz war das eigentlich Interessante an der Sache. Der Jüngling hatte den ersten Zugriff, denn er forderte das Mädchen seiner Wahl zum Tanz auf. Siegfried spürte bald, dass er willkommen war, ja herbeigesehnt wurde, wo immer er seine Schritte hinlenkte. Umgekehrt stauten sich die Anwärterinnen vor ihm, sobald Damenwahl anstand. Siegfried entschied sich schließlich für eine strahlende Blonde, deren nordische Sauberkeit über allen Zweifel erhaben war.

Es gab niemand, der das schöne Paar beim Abschlussball nicht bewundert hätte. Über dem blütenweißen Hemd leuchtete Siegfrieds bronzene Haut. Den schwarzen Schatten sei-

nes Bartes hatte er mit Puder etwas aufgehellt. Die dunklen Locken waren wohlgeordnet und gebändigt. Sein Blick bemühte sich um Ernst und Zurückhaltung und ruhte mit Bewunderung, aber ohne jede Zudringlichkeit, auf dem goldblond gerahmten, rosig erwärmten Gesicht seiner Erwählten. Sie tanzten Tango mit der beherrschten Leidenschaft der Wohlerzogenen, die die Lockerheit des Spiels zu schätzen wissen und nicht in dumpfer Formlosigkeit zerschmelzen. Herr und Frau Merkle, auf dem Balkon des Festsaales am weiß gedeckten Tisch sitzend, sahen mit Wohlgefallen auf ihren Sohn herab und Vater Merkle sagte nachdenklich: »Heidi, i moin, aus dem wird doch no ebbes!«



Etwas darstellen in dieser Welt, dabei dachte Martin Merkle an einen Juristen mit der Amtsbezeichnung Regierungsdirektor, möglichst in der Finanzverwaltung. Er selbst gehörte dem gehobenen Dienst an. »Nichts ist gehoben an diesem Dienst«, hatte er sich oft gedacht. »Verstaubte Ärmlichkeit wohin man blickt.« Tag für Tag am gelb gebeizten Einheitsschreibtisch mit dem Rolladen links, hinter dem sich das Vesperbrot verbirgt. Den Geruch ranzig gewachsenen Linoleums in der Nase und über sich die nackte Leuchtstoffröhre, brutal und schamlos. An der Wand den Kalender mit Fotos vom Königssee, vom Tegernsee und von der Zugspitze, gespendet vom Kohlenhändler Brauchle, der auf eine milde Steuerveranlagung hoffte. Hinter dem Fenster die Backsteine von vis-à-vis und und vor dem Fenster ein Fleißiges Lieschen. Das schlimmste aber war der Kollege, dem man Tag für Tag ins Gesicht sah, Schreibtisch an Schreibtisch. Das heißt, meist sah Martin Merkle auf eine Glatze, weil der Kollege sich tief über die Steuererklärung beugte, als wolle er mit seiner großen Nase die Unehrlichkeit erschnüffeln. Richtete er sich von Zeit zu Zeit auf, wehte der üble Geruch schlecht verdauten Kantinenessens herüber und Martin Merkle war froh, wenn er wieder auf das kahle Haupt blicken durfte. Der höhere Dienst hatte es besser. Schon die jungen Regierungsräte saßen allein im Zimmer. Ihre Schreibtische waren mit

einem hauchdünnen Furnier aus Nussbaum beklebt. Den Fuß stellten sie auf einen maschinengewebten Wollteppich und das Licht traf sie aus milden Glühbirnen unter Glas.

Sein Sohn Siegfried, so hatte sich Martin Merkle geschworen, sollte es von Anfang an so gut haben. Und dazu musste er Jurist werden. Siegfried wusste nicht recht, was er diesem Wunsch entgegensetzen sollte. Er konnte seinem Vater doch nicht erzählen, dass er zuweilen von jenem Fischerdorf bei Neapel träumte, das er sich für Jimmy ausgedacht hatte, dass er sich in einem kleinen Fischerboot sah, weniger auf Fang aus als darauf, die wiegende Ruhe des Wassers in sich aufzunehmen.

Manchmal dachte er auch, er müsse schreiben. Aber er hatte immer nur den Rhythmus der Sätze im Kopf, nie deren Inhalt. Er stellte sich den Gesichtsausdruck seines Vaters vor, wenn er ihm erklärte, er wolle Silbenmusiker werden: Abscheu hätte sich da mit Angst gemischt, Angst vor dem Wahnsinn. Wahnsinn lauerte überall, wenn man die Wege des Normalen verließ. Und Siegfried, der Fremde, der sich leicht verwirrte, war gefährdet.

Kurz vor dem Abitur schrieb Siegfried auf einen Zettel: »Wer sich selbst nicht schlüssig ist, zählt die Knöpfe und wird Jurist!« Mit Reißnägeln heftete er den Zettel über seinen Schreibtisch. Die Wahl des Studienfachs war für ihn erledigt. Auch bei der Wahl des Studienorts folgte er dem Rat seines Vaters. Der war für Tübingen. Dort sei man schwäbisch und daher fleißiger als anderswo.

Im »Häusle« der Witwe Weckerle mietete er ein Dachzimmer für 30 DM. Er musste über den Speicher gehen, um in das Zimmer zu kommen. Es war mit einem eisernen Kano-

nenofen, einem Bett, einem Tisch, zwei Stühlen und einem Spind ausgestattet, der aus einer aufgelassenen Wehrmatskaserne stammte. Auf einem zweiten kleinen Tischchen an der Wand stand eine weiße Waschschüssel aus Porzellan, daneben ein Wasserkrug.

»Sie kennet emmer zu mir komma, wenn Se Wasser brauchet oder aufs Klo misset. D'r Schlüssel steckt in der Glas-tür«, sagte die Witwe Weckerle. Obgleich über 60, hörte sie alles: wenn er kam, wenn er ging, wenn er Wasser holte, wenn er das Klo benützte, wenn er sich im Bett drehte. Das ganze erste Semester ging er fleißig in Vorlesungen, weil er glaubte, dort die Jurisprudenz zu begreifen. Doch er begriff nur, dass es merkwürdige Menschen waren, die diese Wissenschaft lehrten.

Wenn Professor Hochkamm den Hörsaal betrat, um über den *Allgemeinen Teil des Bürgerlichen Gesetzbuchs* zu dozieren, spürte er eine kühle Distanz, die den Raum noch kahler erscheinen ließ, als er mit seinen schmucklosen Wänden ohnehin war. Hochkamm stand gerade aufgerichtet hinter dem Katheder. Seinen Blick richtete er auf einen Punkt an der Rückwand des Saals, der dicht unter der Decke lag. Er entwickelte seine Gedanken nicht beim Reden, kämpfte nicht mit den Formulierungen. Alles stand für ihn fest. In seinem Kopf hatte er einen Text gespeichert und den rief er ab. Dabei gab er der Einteilung der Kapitel in Paragraphen, römische und arabische Ziffern dieselbe Bedeutung wie den nachfolgenden Definitionen. »§ 10 Rechtssubjekt und Rechtsfähigkeit«, schnarrte er und betonte jede Silbe. »Römisch erstens: Was versteht man unter Rechtssubjekt und Rechtsfähigkeit? Rechtssubjekt nennen wir den Träger, der im subjektiven

Recht enthaltenen Machtbefugnisse, Pflichtsubjekt den Träger, der durch die Rechtsbefehle erzeugten Gebundenheit.« Siegfried fühlte sich schon nach dem dritten Satz nicht mehr an die Pflicht gebunden, den Sinn dieses Vortrags zu erfassen. Er hörte auf Ton und Rhythmus der Sprache. Die Sätze flossen nicht. Sie stauten sich an einer Unzahl substantivierter Verben. Von Beschränkung, Anerkennung, Verletzung, Verwertung, Erklärung, Überlassung, Zuerkennung war die Rede. Aber nicht nur die Tätigkeiten erstarrten zu regungslosen Begriffen, auch der Tonfall, in dem sie vorgetragen wurden, entbehrte jeder persönlichen Färbung. Ein schnarrendes Pressen nahm den Vokalen Glanz und Sinnlichkeit, während die Konsonanten, überbetont und zugespitzt, selbst Belanglosem das Gewicht eines Urteilspruchs gaben.

Siegfried versuchte, sich Professor Hochkamm im Alltagsleben vorzustellen. Vielleicht hatte er Frau und Kinder. Ob er seinen schnarrenden Verkündigungston beibehielt, wenn er anmerkte, dass seine Frau die Suppe versalzen hatte? Siegfried sah ihn am Esszimmertisch sitzen, den großen kahlen Schädel mit der fleischigen Nase leicht gerötet, einen Zipfel der weißen Serviette zwischen Hemdkragen und Hals befestigt. »Mathilde«, würde er mit hochgezogenen Augenbrauen schnarren, »ich glaube, die Suppe ist ein wenig zu stark gesalzen!« Mathilde hatte, davon war Siegfried überzeugt, die Kunst auf Stelzen zu reden von ihrem Mann übernommen. Wie sonst sollte sie neben ihm bestehen? »Liebster«, würde sie sagen, »der eine mag die Suppe mehr, der andere weniger gewürzt. Da gibt es keine allgemein verbindliche Norm. Ich meine des Guten nicht zu viel getan zu haben, vielmehr im Bekömmlichen und Maßvollen geblieben zu sein.«

Darauf der Professor: »Teuerste Mathilde, es liegt mir fern, dich rügen oder gar der Maßlosigkeit zeihen zu wollen. Auch gebe ich dir recht, wenn du eine für alle Menschen verbindliche Norm über das rechte Würzen der Suppe in Abrede stellst. Doch hat sich zwischen uns beiden in 20-jähriger Ehe eine Gewohnheit herausgebildet, die, so meine ich, zur Norm geworden ist, nur für uns, versteht sich. Diese Gewohnheit umgrenzt das rechte Maß des Salzens sehr eng und sehr präzise. Und ich meine, du hast dieses Maß nicht unerheblich überschritten.« In seinen Fantasien wurde Siegfried jäh gestört. Dicht neben ihm war etwas Hartes polternd zu Boden gefallen. Erst jetzt bemerkte er, dass eine Studentin, die zu spät gekommen war, neben ihm Platz genommen hatte. Bei dem Versuch, ihre Mappe unter das Pult zu schieben, war das Schloss aufgesprungen. Der Inhalt der Tasche, zwei Bücher und ein Federmäppchen, hatten sich selbstständig gemacht.

Siegfried sah die Studentin so verstört an, dass sie ein Lachen nur halb unterdrücken konnte. »Habe ich Sie etwa aufgeweckt?«, flüsterte sie. »Gestört haben Sie mich«, flüsterte er zurück. »Jetzt weiß ich nicht, ob Frau Hochkamm ihrem Mann die Suppe versalzen hat oder nicht.«

»Sie haben einen merkwürdigen Humor«, sagte die Studentin. »Von einer Suppe habe ich bei Hochkamm nichts gehört. Seit ich hier bin, redet er über das subjektive Recht und dessen Einteilung. Aber wenn es Sie interessiert, können Sie ihn ja fragen, ob seine Frau die Suppe versalzt. Oder fragen Sie ihn irgendetwas anderes. Noch nie habe ich gesehen, dass nach der Vorlesung ein Student zu ihm gegangen ist und ihn etwas gefragt hat.«

Siegfried sah die Studentin prüfend an. »Ob es sich lohnt,

DIESES BUCH BESTELLEN:

per Telefon: 089-13 92 90 46

per Fax: 089-13 92 9065

per Mail: info@allitera.de

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm
unter:

www.allitera.de

www.facebook.com/AlliteraVerlag

Allitera Verlag

Allitera Verlag • Merianstraße 24 • 80637 München
info@allitera.de • fon 089-13 92 90 46 • fax 089-13 92 90 65 •
www.allitera.de • www.facebook.de/AlliteraVerlag